Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1928

285 (5.12.1928) Die Mußestunde

Visual Library

dieses Gebietes geworden war. Die Sage erzählt, daß sich der König ein ganzes Jahr in der Stadt aufgehalten und von einer Kaufmannstochter, zu der er in zarten Beziehungen stand, wichtige Aufklärungen über die Verteidigungsmittel der Stadt erhalten habe. Die schöne Kaufmannstochter soll zur Strafe für ihren Verrat im Turm lebendig eingemauert worden sein. Visby stand zur Zeit Waldemars auf dem Gipfel der Macht. Seine mächtigen Handelsschiffe brachten Waren aus dem fernen Orient und aus Rußland nach Westeuropa. Die Visbyer hatten ihr eigene Warenhalle auf der Messe von Nischni-Nowgorod. Im Juli 1361 fand die große Schlacht vor den Toren von Visby statt. Wegen der großen Hitze wurden die zahlreichen Gefallenen eilig in Massengräbern verscharrt. In diesen jetzt entdeckten Gräbern wurden zahlreiche Waffen und Gegenstände gefunden, die zur Zeit im Museum von Visby ausgestellt ist. Ein medizinischer Sachverständiger beschäftigt sich nunmehr mit der Untersuchung der Gebeine, die nicht nur eine Feststellung der Wunden ermöglichen, sondern darüber hinaus auch über die Krankheiten, die damals auf Gotland herrschten, Aufschluß geben.

Literatur

(Sämtliche Bücher sind von der Verlagsdruckerei Volksfreund, Abteilung Buchhandlung, Karlsruhe, Waldstraße 28, Fernspr. 7020/21, zu beziehen.)

Einar Christiansen, Ottilie. Roman. Berechtigte Uebertragung aus dem Dänischen von Else v. Hollander-Lossow. 475 Seiten 8°. In Ganzleinen geb. ℳ 10.—. Verlag Georg Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg. — Ein starkes, schönes Lebensgemälde ist dieses Buch, reiz- und wertvoll vor allem dadurch, weil es das Schicksal von Urgroßmutter und Urenkelin nebeneinanderstellt. Ottilie hieß die Alte wie die Junge; ähnliche Anlagen leben in beiden, aber ihr Schicksal ist so verschieden, wie es das Schicksal zweier Menschen ist, die durch ein Jahrhundert getrennt sind. Jene Ottilie, die vor hundert Jahren lebte, wuchs in Kurland auf und wurde die biedere Frau eines biederen Bürgers, dem sie eine große Kinderschar schenkte. In der Urenkelin lebt das Singen und Klingen, das in der Ottilie von einst war, stärker wieder auf, doch ihr vergönnt das Leben nicht den behüteten Frieden des Heims. Die junge Ottilie ist ein Kind unserer Zeit, ihr Schicksal ist wirr und zerrissen und selbst ihre Sangeskunst bringt Leid und Weh über sie. Besonders den Frauen wird dieses Buch viel zu sagen haben, da es hineinspürt in die verborgensten Wege des weiblichen Fühlens. Gewissermaßen spiegelt sich alles, was die Frau im letzten Jahrhundert gedacht und erstrebt hat, in diesem Buche ab, obwohl es nicht von „emanzipierten" Frauen handelt, oder vielleicht gerade deshalb.

Josef Breitbach, Rot gegen Rot. Erzählungen. In Leinen gebunden ℳ 6.— (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). — Das Leben der kleinen Leute, ihre tausend Nöte, ihre Lügenhaftigkeit und ihre Vergänglichkeit ist selten mit so unbefangenem Auge gesehen worden wie in diesen Erzählungen eines neuen jungen Dichters. Mit der fast naiven Lust und der Ungespreiztheit des geborenen Erzählers berichtet er vom Alltag der kleinen Angestellten, von der Angst um ihre Existenz, von ihren Intrigen und ihren Liebschaften.

Hilfe! mein Zwerchfell! 1000 Witze und Anekdoten von Ernst Warlitz, 292 Seiten, Titelbild von F. Koch-Gotha, Preis geb. ℳ 3.50, kartoniert ℳ 2.50. Max Hesses Verlag, Berlin-Schöneberg 1. — Das ist der wahre Grillentöter, der uns allen gefehlt hat. Man muß lachen, ob man will oder nicht. Hat Warlitz in seinen früheren Bänden auch so manchen blutigen Witz verzapft, hier gewinnt man den Eindruck, als ob jeder Beitrag vor irgendeinem Auditorium erst auf seine Wirkung hin geprüft worden ist, ehe er in die Sammlung aufgenommen wurde. Nichts Abgedroschenes begegnet uns: jede Anekdote schlägt ein, jeder Witz zündet. Und mag Warlitz auch bei der Niederschrift dieser oder jener Pointe still ein Auge zugekniffen haben — er wahrt überall die Form, tut niemandem etwas zuleide und ist und bleibt geistreich. Und darum gefällt er. —ch.

Ludwig Finckh, Sonne am Bodensee. Ein Skizzenbuch. In Leinen gebunden ℳ 3.50 (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart). — Von den am Bodensee wohnenden deutschen Dichtern ist Ludwig Finckh wohl am innigsten mit der Landschaft und den Menschen des schwäbischen Meers verwachsen. Nicht die Enge eines Idylls, um sich darin zu verstecken, suchte Finckh; der weite Himmel und sein Spiegel, das klare Wasser, öffneten ihm die Seele für das alljährlich an den Ufern zusammenströmende Deutschtum aller Himmelsstriche. Finckhs Bodensee ist darum der ganze See rundum; Menschen, Pflanzen und Tiere auf allen Ufern weiß er verwandt und eins, der See ist ihm „der große blaue deutsche See: ein blauer Tropfen in Gottes Erdenschale". Sein Bodenseebuch ist das Denkzeichen einer lebenslangen Liebe und Vertrautheit mit Geschichte und Sage, Natur und Kultur, mit Sturm und Sonne und jedem Wechsel der Beleuchtung seeauf und seeab. Der Bodensee wird in diesem schönen, neuen Buch zu einem Wahrzeichen der deutschen Liebe, die ihn als ein Kleinod heimatlicher Schönheit umfängt.

Amerikanische Städte gestern und morgen. Von Amerikas rasendem Tempo auch in seinem Städtebau berichtet ein interessanter Aufsatz im neuen bildschönen Heft der „Koralle". Zeltstätten von gestern sind heute Millionenstädte mit Ausmaßen und Organisationen, von denen wir uns kaum eine Vorstellung machen können. An der Spitze der „schnellsten" Städte steht Los Angeles, dem über Nacht die Filmstadt Hollywood mit seinen Gebirgen und Tiefebenen von Kulissen hinzugewachsen ist. Trotzdem spielt das riesige Hollywood in der Stadt der „Engelskönigin" (La Puebla de la Reina de Los Angeles) nur eine untergeordnete Rolle. Während dieser Villenvorort nur die Frauenschönheit der Welt aufspeichert, stapelt sich in dem eigentlichen Los Angeles das Obst und Oel aus dem unerschöpflichen Kalifornien, fordert immer neue Arbeiterheere, neue, größere Speicher, größere Häfen, um die Welt mit seinem Reichtum zu beschicken. Während so die großen Städte immer mehr wachsen, verwelken die kleinen, werden „wegen Mangels an Rentabilität" aufgegeben und verlassen. So sind, nach dem interessanten Bericht der „Koralle", Calicco und Bullfrag, um 1900 noch blühende Städte, heute trostlose Ruinen, von den Städten der Zukunft enterbt und entvölkert.

Deutsche Arbeitersängerzeitung. Erschienen ist die Nr. 11 des 29. Jahrgangs. Inhalt: Franz Schubert. — Die Tragik Franz Schuberts. — Lebt Franz Schubert? ?— Schubertkompositionen für Frauenstimmen. — Schubertfeiern. — Vom Chorsingen. — Ein Taschenklavier. — Reinhold [...] Jahre Arbeiterdirigent. — Den Alten zur Ehr! — Aus den Mitgliedschaften. — Kleine Chronik. — Verschiedenes. — Heiteres aus der Musikwelt. — Preis-Ausschreiben. — Geschichte des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes. — Bücherschau. — Bundesnachrichten.

Rätselecke

Sortier-Rätsel

„Und wenn nun trotzdem ein giftiger
„Dann bezahle ich die ganzen Be-
ich da machen, was ich will?"
denken essen?"
dabei ist?"
verheiratet."
„Kann man diese Pilze ohne Be-
„Aber gewiß mein Herr!"
„Nee, mein Junge, dann bist du
erdigungskosten!"

* * *

„Vater, wenn ich groß bin, kann

(2 Witze sind dem Setzer untereinandergeraten. Wer kann die Zeilen in die richtige Reihenfolge bringen?)

Wer mag das sein?

Ich kenne ein Geschwisterpaar,
So ungleich, wie noch keines war,
Stets hell des Bruders Angesicht,
Sein Auge strahlend Glanz und Licht.
Die Schwester zeigt uns düst're Mienen;
Bedeckt mit einem dunkeln Flor
Naht sie uns schwarz gleich einem Mohr.
Auch sind sie nie vereint erschienen;
Wenn sie sich zeigt, dann fliehet er,
Und wenn er nahet, flieht sie wieder,
Denn niemals waren zwei Gemüter
So ungleich sich, wie „sie" und „er".

Rätselauflösungen

Figuren-Rätsel: D, Tee, Bogen, Libelle, Eismeer, Faber, See, r, = Dezember.

Viereck-Rätsel: Drossel, Kranich, Arabien, Fischer, Muschel, Flieger, Million = Drachen.

Richtige Lösungen sandten ein: Friedrich Nitschky, Karlsruhe-Mühlburg; Franz Ficht, Wössingen. — Nachtrag: Emma Weidner, Karlsruhe.

Theaterzettel-Anekdoten

In Neumarkt in der Oberpfalz wurde ein Zettel vertrieben auf dem die Jubiläums-Festaufführung der „Versunkenen Glocke" angekündigt wurde. An der Spitze des Zettels prangten eingerahmt die Worte: „Benefiz- und Ehrenabend für Frau Direktor Laura Blodek, Gerhart Hauptmanns bestes Werk."

Eine sensationelle Enthüllung, zu der sich der Dichtervater selbst äußern sollte.

*

Im „St. Wendeler Volksblatt" befindet sich eine Anzeige des „Zentral-Kino". Darin heißt es:

„Ehefreuden 5 Akte. In diesem prachtvollen Schwank paaren sich die ersten nordischen Künstler und Künstlerinnen."

*

In der „Elbinger Zeitung" wird für Alt-Dollstädt bekannt gemacht:

„Große Vorstellung eines Riesen-Kinematographen lebender Photographien.

Die Ermordung der Königsfamilie von Serbien, wozu freundlichst einladen J. Schröter, Gastwirth. A. Jelinski, Direktor.

*

In Berlin stand einst im Lessingtheater die 100. Aufführung des Schwanks „Im weißen Rößl" bevor. Oskar Blumenthal, der glückliche Mitverfasser und Direktor, wollte den Darstellern einige Aufmerksamkeiten erweisen. Eine besonders eindrucksvolle hat er einem Mitgliede zugedacht, der seine kleine Rolle seit dem ersten Tage brav gespielt hatte. Auf dem Zettel hieß es nun schon 99mal:

Ein Kellner . . . . Herr S.

Auf dem Festprogramm der Jubiläumsaufführung aber konnte der Darsteller stolzgeschwellt lesen:

Ein Oberkellner . . . Herr S.

*

Daß der Teufel eine Großmutter habe, ist bekannt, daß er aber auch eine Schwester besitze, dies kundzumachen war dem Linzer Theaterzettel vom 21. Februar 1881 vorbehalten. Auf ihm steht gedruckt:

** Mephistopheles . . . . . . Herr Searia
*** Margarethe, seine Schwester . . Frl. Czerwinska.

Valentin, der Bruder, muß eine besondere Freude über die neue Verwandtschaft gehabt haben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur H. Winter, Karlsruhe.

Die Mußestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

49. Woche 48. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 5. Dezember 1928

Wir gingen dem Abend entgegen . .

Wir gingen dem Abend entgegen
Und hielten einander die Hand
Und unsere Blicke verloren
Sich weit ins träumende Land.

Vom Dorfe riefen die Glocken
Uns heimwärts zur häuslichen Ruh,
Sie riefen so laut und so leise
Verschwiegene Wünsche uns zu.

Die Sonne glitt tiefer und tiefer
In eine andere Welt,
Die ersten Sternlein erglommen
Am dämmernden Himmelszelt.

Fern hinter dem schweigenden Walde
Versank die purpurne Glut
Und rann ins Tal von den Hügeln
Wie warmes, tropfendes Blut.

Sie rann uns heiß durch die Seele
Ins bebende, pochende Herz,
Drin blühten die Rosen der Liebe,
Sie blühten in Lust und in Schmerz.

Victor Kalinowski.

Reiherbeiz*)

Von Hanns Heinz Ewers.

Jan pfiff nach dem Hunde. Der kam nicht — da stöberten auch die anderen Hunde wieder ins Röhricht. Plötzlich ein wütendes Gebläff; ein Kampf spielte sich ab im Geschilf. Heulend kroch ein Whippet heraus, am Kopf blutend, den linken Vorderlauf gebrochen. Und dann, endlich, hob es sich aus den Binsen, strich über den Weiher — groß und gewaltig, blendend weiß.

„Ein Schwan, mein Gott, ein Schwan!" rief Jan.

Im Augenblick hatte die Zentgräfin ihrem Falken die Kappe abgezogen. „Ein Wildschwan!" jauchzte sie. „Flieg, weiße Isa!"

Die Islandfalkin fuhr in die Luft, nicht eine Sekunde brauchten ihre scharfen Seher, das Wild zu eräugen. Sehr kurz war die Jagd — wie der Sturmwind stieß sie zu, saß dem stolzen Vogel am Hals. Der strich dahin mit mächtigem Flügelschlag, weiß auf weiß ritt auf ihm Isa. Sie spornten ihre Pferde, zagten hinterher; weit voraus die Zentgräfin; kläffend folgten die Hunde. Der Schwan wandte sich, flog in großem Bogen zurück, schien ein Dickicht zu suchen, sich zu bergen.

Aber die weiße Isa zwang ihn zu Boden.

Sie waren heran, sprangen von ihren Pferden; Isa ließ ihre Beute, kehrte zurück auf der Herrin Faust. Die liebkoste sie, öffnete die Tasche, atzte sie.

Der Schwan lag am Boden, rotes Blut färbte den Hals. Die Hunde umkläfften ihn, er hob sich halb, gab einem der Whippets einen Flügelschlag, daß er fünf Meter weit in die Luft flog. Pittje trabte an auf einem schweren Vlamen; dann lief der Falkner heran. Er koppelte erst die Hunde fest, ließ sie von Pittje wegführen, dann faßte er zusammen mit der Zentgräfin den Schwan. Der wehrte sich nicht, ließ sie ruhig machen; es war, als ob er fühle, daß ihm jetzt kein Unheil mehr drohe. Der Falkner band ihn, die Flügel erst, dann den Schnabel, endlich die Füße; sehr sorgsam untersuchte er den verwundeten Hals.

„Nicht zu gefährlich", stellte er fest. Hob ihn auf, legte ihn in einen Tragkorb auf Pittjes Pferd.

„Was willst du mit ihm machen, Großmutter?" fragte Jan.

„Ihn gesund pflegen", antwortete die Zentgräfin. „Ihm einen Ring ums Bein geben, zum Andenken an diesen Tag — dann ihm die Freiheit schenken.

Die Zentgräfin sandte einen der Jungen mit den Wachtelhunden über den Knüppeldamm; hin zum Reiherwert schwammen die Hunde: hochgemacht stiegen ein paar Reiher in die Luft.

Zwei norwegische Geerfalken warfen sie hoch, einen Baumfalk und drei Wanderfalken: Frances und Fenga; Flora; Fausta, Frida und Falada. Die Reiher stiegen, mit zurückgeworfenem Hals — über sie flogen die Falken. Stießen hinunter, saßen auf den Reihern, stürzten mit ihnen herab. So schnell ging das alles, daß Jan den Kampf kaum verfolgen konnte, zumal, plötzlich fast, sich die Sonne verdunkelte. Er blickte zurück, bemerkte jetzt erst, wie die Wolken von Westen heranzogen, tiefer und tiefer, wie sich der Himmel rings verfinsterte. Bald würde ein Aprilschauer niederkommen. —

Die Jungen liefen heran, brachten die Falken und die Reiher, die kaum verletzt waren. Man nahm ihnen die Schmuckfedern, band sie sorgfältig, gab sie in die Jagdkörbe.

„Was wollt Ihr damit?" fragte Jan.

„Mit nach Hause nehmen!" erwiderte der Falkner. „Unsre jungen Falken sollen an ihnen lernen. Es geschieht ihnen nichts, junger Herr: sie bekommen einen Halsschuh von Leder, um sie zu schützen, und einen Schnabelschuh, um die Falken zu schützen. So tut keiner dem andern was zu leide — nach vierzehn Tagen schon fliegen sie zurück zum Reiherstand mit einem Ring am Ständer — früh genug, Eier zu legen und zu brüten."

Wieder machten die Stöberhunde einen Reiher hoch, einen alten, sehr großen Vogel; der strich über den Knüppeldamm hin, ging nahe bei ihnen in die Höhe. Die Zentgräfin warf ihren Islandfalken — beide Tiere zogen in die Luft, suchten sich gegenseitig die Höhe abzugewinnen. Die weiße Isa war schneller; bald war sie über ihn hinaus, stieg noch höher hinauf, verlor sich dann in der düstern, tief hängenden Wolke, so daß man sie nicht mehr sah. Aber der Reiher strich nicht ab, obwohl auch er die Feindin kaum mehr sehen konnte, stieg auch immer höher, stets den Hals nach hinten, den langen Schnabel kerzengerade nach oben. Dann, aus der Wolke heraus, raste der Falk, faßte sein Ziel gut, als ob er Korn nähme und Kimme.

„Jetzt — jetzt!" rief Andrea.

Wie der Blitz schoß der Reiher den speerscharfen Schnabel vor, spießte mit mörderischer Waffe durch und durch die weiße Isa.

Ein wilder Schrei gellte über die weite Fläche: „Isa!" — Dann rief die Zentrgäfin: „Werft den Habicht!"

Der Reiher flog herab, warf den Hals nach unten, schüttelte sich, schleuderte den toten Falken zur Erde. Schon sah er den neuen Feind kommen, stieg wieder empor; ihm nach jagte Hilde, der Habicht. Hoch in den Wolken verloren sich die beiden Tiere, dort kämpften sie ihren Kampf. Stürzten herab aus der Höhe — im Nacken des starken Reihers krallte die Siegerin Hilde.

Die Falkenjungen liefen über die Wiesen. „Schlagt den Reiher tot!" rief ihnen die Zentgräfin nach. Gleich darauf widerrief sie den Befehl. „Nein — bringt ihn her."

Jan blickte zu ihr hin — leichenfahl sah sie aus. Sie bog die Reitpeitsche zusammen, als ob sie sie zerbrechen wolle, zog dann den Falkenhandschuh aus, warf ihn zur Erde. Kurz, stoßweise ging ihr Atem. Alles still um sie her, keiner sprach ein Wort.

Die Jungen brachten den Habicht zurück, brachten den geschlagenen Reiher. Von der andern Seite kam der alte Wachtelhund heran, die tote Isa im Maul.

Der Falkner untersuchte den Reiher. „Der Hals ist ein wenig gerissen," stellte er fest, „das wird bald wieder heil. Und zwei Ringe trägt er schon — vor drei Jahren schlug ihn Frances und Fenga das Jahr darauf."

Die Gräfin bewegte die Lippen.

„Was soll mit ihm geschehen?" fragte der Falkner.

Ihre Stimme zitterte. „Nehmt ihn mit," befahl sie, „pflegt ihn — gebt ihm die Freiheit, sowie er gesund ist. Ich will Euch Gold geben, Hendrick: Ihr sollt einen goldenen Ring ihm schmieden, weil er die weiße Isa erstach."

„Gib mir die Isa," rief Andrea dem Jungen zu, „ich will sie im Parke begraben."

Die Zentgräfin hob die Hand. „Nein," rief sie fest, „das ist nicht Falknerbrauch — dem Falk und dem Falkner gehört, was da fällt auf der Falkenjagd!" Sie wandte sich an den Jungen: „Hat der Habicht schon seine Belohnung? — Gib ihm die Isa!"

Der Falkenjunge nahm Hilde auf den Handschuh, gab ihm die seltene Atzung. Tückisch und boshaft rollte des Habichts gelbes Auge. Gierig griff seine gelbe Hand den toten Falk; vorne am Halse zupfte er eine kleine Stelle kahl, dann begann er zu kröpfen.

Das war das Ende der weißen Isa.

---

*) Aus des Dichters neuem Roman „Fundvogel", der die Umwandlung einer Frau in einen Mann behandelt. Sieben Stäbe-Verlags- und Druckereigesellschaft m. b. H., Berlin.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der dritte Stand im alten Rom

Im alten Rom gab es drei Stände, die durch Recht und Gesetz streng von einander getrennt waren, die Senatoren, die Ritter und die übrigen Bürger. In der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung Roms, die man als den dritten Stand bezeichnet, überwog ohne Zweifel das **Proletariat**; dessen Existenz sich um „Brot und Schauspiele“ drehte, und das durch eine infolge dieser so reichlich gewährten Vorteile unaufhörlich zuströmende Einwanderung aus den Provinzen sich immer neu ergänzte. Die öffentlichen Getreideausteilungen verschafften nur der großen Mehrzahl der männlichen bürgerlichen Bevölkerung den notdürftigen Lebensunterhalt, und so gab es in der großen, übermäßig teuren Stadt auch bittere Armut und Not genug.

Für die Armen, meint ein römischer Dichter, war es kein Verdienst, mit stoischen Sinnen das Leben zu verachten. Ihre finsteren Kammern, zu denen zweihundert Stiegen führten, waren so niedrig, daß man nicht eintreten konnte, ohne sich zu bücken. Ihr Herd war oft genug kalt, ein Krug mit abgebrochenem Henkel, eine Matte, ein Haufen Stroh und ein leeres Bettgestell ihr ganzes Mobiliar, eine kurze Toga bei Tag und Nacht ihr einziger Schutz gegen Kälte, essigsaurer Wein und schwarzes Brot ihre Nahrung. Außer Brot war die Hauptkost der unteren Klassen Gemüse, namentlich Bohnen, Rüben, Linsen, Zwiebeln, Knoblauch, Erbsen und wohlfeile Fische. Ein gesottener Schafskopf oder ein geräucherter Schweinskopf war ein Festessen.

Am 1. Juli, dem Haupttermin des Wohnungswechsels, sah man wohl manche arme Familie, die der Hausverwalter austrieb, nachdem er den wertvollen Teil ihrer Habe für die seit langer Zeit unbezahlte Miete abgepfändet hatte, mit dem Rest ihres Hausrats über die Straße ziehen. Ein blasser, von Hunger ausgemergelter Mann mit drei Frauen, die Megären glichen, schleppten ein Bettgestell mit drei, einen Tisch mit zwei Beinen und dergleichen altes Gerümpel, wie eine Lampe und eine Laterne von Horn, zerbrochenes Geschirr, eine mit Grünspan überzogene Kohlenpfanne, einen nach Seefischen stinkenden Topf u. a. m. Der Dichter fragt, warum diese Leute sich nach einer Wohnung umsähen, da sie ja „auf der Brücke“ umsonst wohnen könnten. Brücken, Stufen, Schwellen von Gebäuden gehörten zu den Standorten der Bettler, die dort, wie überhaupt an den belebten Orten, das Mitleid zu erregen suchten und mit heiserer Stimme unaufhörlich um Almosen flehten.

Gegenüber solcher Armut gab es auch unter den niedrigen Leuten bisweilen Wohlhabenheit und Reichtum, zum Teil infolge jener Glückswechsel, die namentlich Sklaven in glänzende Verhältnisse versetzten. Clesippus, ein buckliger und häßlicher Sklave, der das Walkerhandwerk gelernt hatte, wurde, wie Plinius erzählt, bei einer Auktion von einer Frau als Zugabe zu einem korinthischen Kandelaber gekauft. Er wurde der Liebhaber seiner Herrin und von ihr zum Erben eingesetzt. Als Besitzer eines großen Vermögens verehrte er statt der Götter jenen Kandelaber, dem er seinen Reichtum verdankte. Der Dichter Juvenal mußte es erleben, daß der Barbier, dessen Schermesser einst seinen Bart behandelt hatte, zahlreiche Landhäuser besaß und sich in Bezug auf sein Vermögen mit der ganzen Aristokratie messen konnte. Menschen, die einst als Hornbläser bei Gladiatorenkämpfen von Stadt zu Stadt gezogen waren, brachten es zu solchem Reichtum, daß sie selbst Fechterspiele geben konnten. Wenn solche Glückswechsel immerhin vereinzelt waren, so war es jedoch ganz gewöhnlich, daß Krämer, die mit schmutzigen Waren handelten, oder Auktionatoren, es zu einem ganz anständigen Wohlstand brachten.

Gelegenheit zum Erwerb war auch dem Aermsten, wenn er nur keine Arbeit scheute, in Rom überall geboten. Der Einfuhrhandel war kolossal. Der Transport der Waren, das Ausladen am Hafen, die Lagerung, die Verwaltung und Beaufsichtigung der Magazine, die mannigfache Vermittlung zwischen Groß- und Kleinhandel beschäftigte Tausende als Schiffer, Schreiber, Lagerbeamte, Warenmakler, Kommissionäre und Lastträger. Der Geldmarkt Roms war vielleicht der größte in der alten Welt und beschäftigte eine sehr beträchtliche Anzahl von kleinen Geldleihern, Geldmaklern und Wechslern.

Neben dem Kleinhandel und Handwerk, das die Sklaven und Freigelassenen für die Rechnung ihrer Herren betrieben, muß die Tätigkeit von freien für eigene Rechnung arbeitenden Handwerkern und Gewerbetreibenden sehr groß gewesen sein, um sowohl die ungeheure Bevölkerung von Tag zu Tag mit dem Notwendigen zu versorgen als auch die Forderungen der Reichen und Vornehmen zu befriedigen. Doch auch diese selbständigen Handwerker und Geschäftsleute werden in überwiegender Anzahl nicht Freigeborene, sondern freigelassene gewesen sein, einmal weil die fort und fort in Menge freigelassenen Sklaven ihren Unterhalt in der Regel mit denselben Arbeiten und Geschäften gewannen, die sie als Sklaven erlernt hatten, sodann, weil auch die armen Freien sich großenteils für diesen Erwerb zu gut dünkten.

Die gewerblichen Industrien zeigten schon eine sehr weit fortgeschrittene Berufsspezialisierung. Das Gewerbe der Kupferschmiede teilte sich in Topfgießer, Kandelabermacher, Laternenmacher, Gewichtmacher, Helm- und Schildarbeiter, das der Eisenarbeiter in Schlosser, Schmiede, Verfertiger von Aexten und Hacken, Sichelmacher, Schwertfeger. Die Herstellung von Kunstarbeiten in edlen Metallen beschäftigte Modelleure, Gießer, Polierer, Vergolder, Bildhauer, Ziseleure, Künstler in getriebener Arbeit, das Juwelengeschäft Perlenarbeiter, Edelsteinschleifer und Edelsteinschneider. Daneben gab es Ringmacher, Goldschläger und Vergolder.

Mehrere Gewerbe bildeten sogar Innungen. Von der alten Innung der Schuhmacher sonderte sich eine Innung der Stiefelmacher ab. Daneben gab es Sandalenmacher, Pantoffel- und Frauenschuhmacher.

Hand in Hand mit der [illegible] geht eine in weitem Umfange durchgeführte **Arbeitsteilung**, so daß an der Herstellung derselben Gegenstände eine ganze Anzahl von Einzelarbeitern, jeder für einen ganz bestimmten Teil der Ausführung unter einheitlicher Leitung tätig war und so eine Art fabrikmäßigen Betriebes entstand. Ein solches Zusammenarbeiten hat selbstverständlich im Baugewerbe stattgefunden, sicher aber auch im Kunsthandwerk. Bei der aus Pompeji bekannten Bemalung der Wände von Zimmern und öffentlichen Räumen muß eine Verteilung der Arbeit an verschiedene Gruppen von Kunsthandwerkern, Anstreicher, Arabesken-, Blumen-, Tier-, Landschafts- und Figurenmaler stattgefunden haben.

Die uns erhaltene Literatur stammt fast durchweg aus einer Bildungssphäre, in der man auf diese kleinen Leute meist mit Geringschätzung herabsah, auf Leute, die tagaus tagein hinter dem Ladentisch stehen oder in Schurz und Kappe auf ihrem Schemel in der Werkstatt arbeiteten, gleichviel ob es stinkende Fische oder wohlriechende Essenzen waren, da der Gewinn immer einen guten Geruch hatte. Personen der höheren Stände wurden auch die unsaubersten Geschäfte, wie das Vermieten von Häusern und Grundstücken zu Bordellen nicht verdacht, weil sie sich der Vermittlung von Sklaven oder Freigelassenen bedienten und so scheinbar von dem Schmutz des unanständigen Erwerbs unbefleckt blieben. Den kleinen Geschäftsleuten dagegen machte man auch ein unschuldiges Wahrnehmen ihres Vorteils zum Vorwurf.

M. B.

Panther im Lanzenviereck

Das Rampokfest in Blitar auf Java gehört zu den ältesten Ueberlieferungen der Javaner und gilt als eine der größten Feierlichkeiten der Insel. Die wenigen Hotels sind tagelang zuvor überfüllt, jeder Eisenbahnzug bringt Gäste aus Surabaja, Surakarta, Diokjakarta, die Bauern der ganzen Umgebung kommen auf ihren zweirädrigen, knarrenden Büffelkarren, jedes Haus der kleinen Stadt ist festlich geschmückt.

Schon vom frühen Morgen an sind alle Straßen voll vom Spiel der zahllosen Gamelangkapellen: Paukenartige Metalltöpfe aller Größen, dazu exotische Streichgeigen — eine Musik, die durch ihre Sanftheit und den wiegenden Rhythmus an fernes Glockenläuten erinnert. Die breiten Bambustribünen auf dem Hauptplatz bilden eine viereckige Arena und sind seit der Morgendämmerung dicht besetzt. Alle flachen Dächer der umliegenden Häuser wimmeln von Menschen, auf den Aesten der hohen Waringinbäume hockt die javanische Jugend, läßt an Schnüren Kupferstücke hinunter und zieht Kürbisse mit Wasser, Reiskuchen und Früchte hinauf, die von Hunderten herumziehender Händler feilgeboten werden. Immer wieder dröhnt das dumpfe Gebrüll der Panther, die unter den Tribünen in ihren Käfigen toben. Die Hitze wird mit jeder Minute ärger, um die hohen Vulkankegel am Horizont brauen schon die grauen Gewitterwolken des Vormittags.

Dann ferne Musik. Ununterbrochenes Gamelangspiel kommt näher. Einzug des Residenten: An der Spitze des Zuges eine Abteilung eingeborener Soldaten. Nackte braune Beine und Füße, bunte Sarongs, grell gelb verschnürte, blaue Blusen. Die langen, pechschwarzen Haare sind zu einem Knoten gebunden und glänzen in der Sonne. Holländisches Militär vor dem holländischen Residenten und dem Assistentresidenten des Landesdistrikts von Blitar. Dann der Leibwache des eingeborenen Residenten zu Pferd, mit langen Lanzen, fezartigen, gelben Topfhüten, bunten Sarongs. Jetzt javanische Reiche in Karossen und Autos, hinter jedem der Diener mit dem flachen Sonnenschirm, dessen Farben genau den Rang anzeigen: Ein vergoldeter Knauf an der Spitze des Pajongs verkündet fürstlichen Rang, in absteigender Linie folgt Gold mit Grün, Rot, Blau. Man achtet auf Java nicht weniger als im früheren kaiserlichen Deutschland auf peinliche Einhaltung dieser Kastenabstufungen, der Pajong ist der Inbegriff von Macht und Ansehen. Neben jedem Diener steht der unvermeidliche Spucknapf aus Messing oder Gold, der dem betelkauenden Herrn auch bei den höchsten Feierlichkeiten nachgetragen wird. —

Eine Abteilung Bogenschützen in grotesk-phantastischen Kostümen, dann zwei hagere Prinzen zu Pferd, mit hohen Schildplattkämmen im langen, auffrisierten Haar, am Rücken in einer Seidenschärpe den von kostbarsten Edelsteinen funkelnden Kris. Javanische Frauen mit grellgelb gepuderten, in der Sonne leuchtenden Schultern und Gesichtern, bildhaft wie Statuen. In das schwarze Haar sind lila Blüten geflochten. Ein Chor von javanischen Sängerinnen, zum Schluß holländische Militärmusik. —

Die Estrade ist jetzt überfüllt, strahlt wie ein lebendes Mosaik von Farben und Gold. Alle Gamelangkapellen spielen gleichzeitig, aber es ist kein ohrenbetäubendes Durcheinander, diese Musik ist traumhaft und schläfert fast ein. Dazu ein blauer Dunst wie von Weihrauch über den Tribünen — alles raucht den stark mit Ambra durchsetzten Tabak —, die schweren Gerüche der Haaröle, die Blütendüfte, die der heiße Wind aus den Gärten herüberweht, fernes Donnergrollen über den Vulkanen. —

Die Panther brüllen wild in die sanfte Musik der Gamelangs. Der Nebenresident, ein Popanz ohne Macht, der von den Holländern still geduldet wird, gibt das Zeichen.

Hunderte von Lanzenträgern ziehen unten in breiten Reihen über den Platz. Umrahmen ihn mit einem Viereck von blitzenden Lanzen. Vier Reihen von Lanzen hintereinander, alle schief zur Erde gesenkt.

Die Türe eines der Käfige unter der Estrade geht hoch, ein großer Panther schießt heraus, duckt sich, mustert fauchend die Menschenmassen. Die gelben Augen glühen, er sucht unmerklich einen Weg zur Flucht, zeigt drohend sein prachtvolles Gebiß, peitscht mit dem Schwanz gegen den Boden, kommt in einem Bogen lauernd gegen die Estrade [illegible] wie ein Ball vorwärts, fällt in die Lanzenspitzen, die ihn durchbohren. —

Trotz aller Grausamkeit ist dieses blutige Schauspiel, das als Symbol der tausendjährigen Kämpfe mit den Herrschern des Urwalds gilt, nicht mit den bestialischen Tierquälereien der spanischen Stierkämpfe zu vergleichen. Es fehlt das abstoßende Gebrüll der spanischen Arena, vielleicht ist es auch die sanfte Musik der Gamelangs und die fast feierliche Ruhe der Zuschauer, die den häßlichen Eindruck dieses Mordes an gefangenen Tieren mildert.

Die nächsten Opfer. Wieder ein Panther, neben ihm ein riesiger Tiger. Der Panther wendet sofort, springt an, verschwindet unter den Lanzen. Der Tiger schleicht brüllend in die Mitte des Platzes, wirft sich in den Sand. Blickt im Kreis um sich — die vielen winkenden Arme reizen ihn, sein wildes — Uah — gellt gegen die Menschenmassen. Er liegt fast eine Viertelstunde, als überlege er genau den Kampf auf Leben und Tod. Streicht dann langsam gegen die nächste Ecke, duckt sich, springt an, schmettert, schon von drei Lanzen durchbohrt, zwei Männer nieder, kommt noch einmal brüllend hoch, fällt in der dritten Reihe.

Und während das sanfte Geigen und Läuten weitertönt, öffnen sich schon die nächsten Käfige. — ——

Volkmar Iro.

Franz Schuberts „Erlkönig“

Von Carl Schmidt.

Es ist ein seltener Zufall, daß Franz Schubert, dessen Opern wegen ihres Mangels an dramatischer Konzentration sowohl bei seinen Zeitgenossen als bei der Nachwelt nur wenig Anklang fanden, in seinem „Erlkönig“ die realistische Dramatik der Romantik mit genialer Vollendung schuf. Die gewaltige dramatische Ausdrucksfähigkeit der Musik, die wir in der Vollendung der Oper Wagners immer wieder bewundern müssen, war im Erlkönig, Goethes meisterhafter Ballade, zum ersten Mal überzeugend gelungen. So ist es verständlich, daß gerade dieses Lied den Ruhm Schuberts in Wien begründete. Der Erlkönig gehörte auch im Freundeskreis Schuberts zu den beliebtesten Vortragsstücken; man sang ihn bei jeder Gelegenheit, oft mit verteilten Rollen. Schubert blies ihn auf dem Kamm, Hüttenbrenner machte einen Walzer davon. Noch heute gehört er mit Recht zu den bekanntesten Liedern Schuberts. Spaun berichtet über die Entstehung dieser Ballade: „An einem Nachmittag ging ich mit Mayrhofer zu Schubert, der damals bei seinem Vater am Himmelpfortgrunde wohnte. Wir fanden Schubert ganz glühend, den Erlkönig aus einem Buche laut lesend. Er ging mehrmals mit dem Buche auf und ab, plötzlich setzte er sich und in kürzester Zeit stand die herrliche Ballade auf dem Papier. Wir liefen damit, da Schubert kein Klavier besaß, in das Konvikt, und dort wurde der Erlkönig noch denselben Abend mit Begeisterung aufgenommen.“

Schubert war achtzehn Jahre alt, als er im Jahre 1815 dieses berühmte Werk schrieb. Erst im Jahre 1821 wurde es aber gedruckt und zwar nicht von einem Verleger, sondern durch die Großmütigkeit einiger Freunde Schuberts. Die Wiener Verleger und andere hatten das Werk abgelehnt. Auch an Breitkopf und Härtel in Leipzig war es eingesandt worden, die es aber, da sie glaubten, es handele sich um den Mißbrauch des Verfassernamens, an den kgl. Hofkompositeur Franz Schubert in Dresden weitergaben. Dieser würdige Komponist war über diese Musik entsetzt und schrieb an den Verlag zurück: „Ich werde das Manuskript in meiner Verwahrung behalten, um zu erfahren, wer dergleichen Machwerk an Ihnen auf so eine unhöfliche Art übersendet hat, und um auch diesen Padron zu entdecken, der meinen Namen so gemißbraucht.“ Schon wenige Jahre später, als der Erlkönig in Wien erschienen war, konnte der Dresdener Schubert im Wiener Konversationsblatt lesen, daß seine Kompositionen minder glücklich seien, und daß er mit seinem Wiener Namensbruder keinen Vergleich aushalte.

So sehr das Wiener Publikum für den Erlkönig eingenommen war, so fand er doch auch Unverständnis und Abneigung. Selbst Goethe fand diese Musik zu seiner Ballade absurd, und er würdigte dem jungen Schubert keiner Antwort, als man ihm das Manuskript mit der Bitte um Annahme der Widmung zugesandt hatte. In Wien wurde das Lied bekannt durch den Hofopernsänger Vogl, damals einer der bedeutendsten Sänger. Die Freunde Schuberts, die Vogel gebeten hatten, Schuberts Lieder zu singen, wurden zunächst abgewiesen, bis Vogl endlich dem stärkeren Drängen nachgebend, versprach zu Schober zu kommen, um mit Schubert und seinen Liedern Bekanntschaft zu machen. Bald befreundete er sich mit Schuberts Muse so innig, daß er, wie alle zeitgenössischen Berichte übereinstimmend berichten, ihr idealster Interpret wurde. Schubert schrieb selbst einmal: „Die Art und Weise, wie Vogl singt und ich begleite, wie wir in einem solchen Augenblick eines zu sein scheinen, ist diesen Leuten etwas ganz Neues, Unerhörtes.“ Am 25. Januar 1821 wurde der Erlkönig zum ersten Mal öffentlich gesungen von August von Gymnich in einem Konzert des Wiener kleinen Musikvereins. Die Wiener Presse schrieb: „ein Meisterstück der musikalischen Tonmalerei“, „die Musik hat viel Phantasie“ „eine herrliche Komposition“, „gefiel durch die Musik so sehr, daß er auf allgemeines Verlangen wiederholt werden mußte.“ Während man in Wien des Lobes voll war, hörte man im übrigen Deutschland verschiedene tadelnde Stimmen. Die damals bedeutendste Leipziger Musikzeitung schrieb: „Schuberts Erlkönig ist höchst überladen und auszuführen ein gewaltiges Stück Arbeit, aber Geist und Leben überhaupt, sowie im Ausdruck eine gewisse geheime Teufelei ist wirklich darin.“ Später heißt es ebenda anläßlich einer Berliner Aufführung, bei der der Mendelssohn-Bartholdy die Klavierbegleitung ausführte: „Franz Schuberts Komposition [illegible] gleich sie an Modulationen und Bizarrerei überreich ist“. Das damals etwas rückständige Norddeutschland erlag aber bald dem Einfluß des Südens, und Schuberts Erlkönig wurde bald deutsches Gemeingut.

Welt und Wissen

Die unbekannten Reiche des Geruchs. Der Mensch vernachlässigt zwei Drittel seiner Welt, indem er von den fünf Sinneseindrücken, die ihm seine Empfindungen vermitteln, zwei nur wenig ausgebildet hat: Geruch und Geschmack. Besonders der Geruch ist bereits von Biologen bei den modernen Menschen für ein „absterbendes Organ“ erklärt worden, denn gegenüber der Feinheit und Schärfe dieses Sinnes bei den Naturvölkern ist er bei uns ganz abgestumpft. Ein amerikanischer Chemiker, Doktor Ellwood Hendrick, beabsichtigt, in Neuyork ein Institut für Geruchsforschung zu gründen, das die unbekannten Reiche dieses Sinnes erforschen und der Menschheit damit neue Empfindungsgebiete erschließen soll. Dr. Hans Henning glaubt, daß es nur sechs ursprüngliche Gerüche gibt, die er als „Fruchtgeruch“, „Blumengeruch“, „Gewürzgeruch“, „Harzgeruch“, „Rauchgeruch“ und „fauligen Geruch“ bezeichnet. Amerikanische Chemiker erkennen nur vier „Urgerüche“ an, den sauern, den „brenzligen“, angenehmen und unangenehmen, und glauben, daß die Nase vier verschiedene Typen von Nerven enthält, die jeder dieser Geruchsarten entsprechen. Ein andres noch unerforschtes Gebiet ist der mögliche Einfluß des Geruchs auf die Drüsen. Professor Charles de Sajous aus Philadelphia, der sich mit diesen Beziehungen beschäftigt hat, vermutet, daß der Hirnanhang in engster Beziehung mit den Geruchsorganen der Nase stehen muß. Ein Teil dieser Drüse hat nach seiner Ansicht die Aufgabe, die Reinheit des Blutes zu prüfen, das im Körper kreist. In früherer Zeit glaubten die Aerzte, daß gewisse Gerüche heilkräftig seien, und das „Riechfläschchen“ und die verschiedenen Riechsalze spielten eine große Rolle. Heute hat man dieses nicht unwichtige Gebiet der Heilwissenschaft ganz vernachlässigt. Für den Psychologen ist besonders interessant die assoziative Kraft, die von den Gerüchen ausgeht. So wurden z. B. verschiedene Versuchspersonen beim Riechen von Rosenöl an Friseurläden und Schönheitssalons erinnert. Ein Mann erklärte, daß ihn der Geruch von Schuhwichse an „Sonntag morgen“ erinnerte, wahrscheinlich, weil er an diesem Tage seine Schuhe zu putzen pflegte. Die engen Beziehungen zwischen Geruch und Geschmack treten beim Essen deutlich hervor. Die Nase scheint da vielfach wichtiger zu sein als die Zunge, denn Erdbeeren, denen man den Geruch von Blumenkohl beigefügt hatte, wurden nicht gegessen, und ein Kaffeetrinker ekelte sich vor seinem Lieblingsgetränk, als es nach Bohnensuppe roch, obwohl er Bohnensuppe sehr gern aß. Aufs engste ist der Geruchssinn mit dem Gedächtnis verknüpft, und nichts vermag einem längst vergessene Vorgänge so anschaulich wieder in die Erinnerung zu bringen als ein bestimmter Geruch. Der „Duft des Meeres“, der übrigens als ein schwacher Geruch von verwesten Fischen und Seegras definiert wird, zaubert einem sofort Erlebnisse am Strande vor die Seele. Der amerikanische Gelehrte erhofft von diesen Forschungen in den unbekannten Reichen des Geruchs große praktische Erfolge sowohl für die Medizin als auch für die Industrie.

Hygiene von einst. Wenn man in alten Chroniken liest, daß vor noch gar nicht so langer Zeit das Waschen des Körpers in Deutschland für ungesund galt und man den oft unerträglichen Gestank in den Straßen der Städte nicht durch radikale Beseitigung des Unrats, sondern durch Räucherungen mit Thymian und Wacholder zu verringern suchte, so wird es einem schwer, sich in die „gute alte Zeit“ zurückzuversetzen. Der Schmutz in den Straßen der deutschen Städte war derart, daß „die Bürger und Reisenden“, wie Johann Butz in seinen „Reiseerinnerungen“ schreibt, „bis an die Knöchel, ja sogar bis an die Waden im Kot waten mußten. Das erklärt sich wohl in erster Linie aus der allgemein üblichen Sitte, die Abfallstoffe aus den Haushaltungen und Werkstätten einfach auf die Straßen zu werfen, wo sie liegen blieben und verwesten. — Berücksichtigt man dabei noch, daß auch die Gräben noch vor den Stadtmauern mit eklem, fauligem Wasser gefüllt waren, das die Luft verpestete, so wird man bald begreifen, weshalb bis zum Ende des vorletzten Jahrhunderts allenthalben in Deutschland fürchterliche Epidemien und Seuchen wüteten. Dann erst begannen die Regierungen und die Stadtväter einzusehen, daß die Reinigung der Straßen und Häuser für die allgemeine Gesundheit unerläßlich sei. Man traf Maßnahmen, um den Schmutz in den Straßen zu entfernen und befahl daher den Bürgern, ihren Kehricht vor den Haustüren zur Abholung bereit zu halten. Dieser Befehl wurde auch prompt ausgeführt und allenthalben sah man Bürgerinnen den „Dreck vor ihren Türen zu großen Haufen zusammenkehren“. Freilich ließ die Abholung, die z. B. in Berlin jährlich 6500 Taler kostete und von 36 zweispännigen Karren besorgt wurde, meist sehr lange auf sich warten. Dafür ist Berlin aber auch heute nach den Aussagen maßgeblicher Ausländer die sauberste Hauptstadt der Welt.

Gotthard Brodt.

Massengräber aus dem Jahre 1361. Eine dänisch-schwedische Archäologenexpedition hat in den letzten Monaten große Ausgrabungen auf der Insel Gotland vor den Mauern von Visby vorgenommen. Hier hat sich am 27. Juli 1361 ein wichtiges Ereignis der dänischen Geschichte abgespielt: „König Waldemars Schlacht“, bei der die Hanseaten vernichtend geschlagen wurden. Es ist der Expedition gelungen, die Massengräber der dänischen Ritter und der gotländischen Bauern zu entdecken. Der Konflikt König Waldemars mit den Hanseaten entstand, als er Herr über Falsterbo in der

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg